

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 164.

Samstag, 27. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(8. Fortsetzung.)

Johann Friedrich Seidenbender, der mit den anderen Ratsherren den General Boufflers auf dem Marktplatz empfangen mußte, sah es auch.

Fridolin Gildenborn hatte sich vom Fenster zurückgezogen, weil er die vorüberziehenden Franzosen nicht mehr sehen mochte. Ihr Anblick tat ihm weh. Sein Gesicht war bekümmert, und seine guten, grauen Augen klammerten sich förmlich an den breitstämmigen Lindenbaum, um die Franzosen nicht mehr sehen zu brauchen. Aber den dumpfen Hall ihrer marschierenden Schritte hörte er immerzu — immerzu. Wie das ewige Dröhnen unterirdischer Hammerschläge, die unbarmherzig nagelten an einem Sarge. An einem Sarge für Worms.

So hörte er auch das Klopfen an seiner Stubentür nicht. Bis leise und vorsichtig ein Spalt geöffnet wurde und vier neugierige Frauenaugen in das einsame Altmännerstübchen schauten. Als sie den grauhaarigen Gildenborn mit zugehaltenen Ohren am Ofen stehen sahen, wußten sie nicht recht, ob sie eintreten sollten oder nicht.

Aber er hatte sie schon erspäht. Und er ließ rasch die Hände sinken und rief sie gegeneinander, um seine augenblickliche Verlegenheit zu verbergen.

Jungfer Dorothee sank mit einem kleinen Seufzer auf den angebotenen Stuhl und schüttelte sich mit ihrem Tüchlein zu, denn sie war sehr erschauert.

„Er glaubt garnicht, wie wir haben laufen müssen, Herr Gildenborn. Dieweil wir noch vor der langen Franzosenkolonne die Straßen passieren wollten. Hätten wir geahnt, daß hier heute solch wilder Tumult sei, wir hätten ja das Wormser Haus nimmer verlassen. Der Ahne dürfen wirs garnicht erzählen, sonst wird sie noch hinterher krank vor Schrecken.“ Und Jungfer Dorothee nahm ihre schwere wattierte Haube vom Kopf und legte sie tiefatmend auf den Tisch. Die dicken Handschuhe legte sie daneben und strich sich mit beiden Händen die zerzausten Haare glatt. Ihre runden Wanglein waren feuerrot vom schnellen Lauf, und mit blanken Augen sah sie sich ein wenig neugierig in dem großen Zimmer um.

Sibylle war unschlüssig und zögernd stehengeblieben. Ihr schmales rosiges Gesicht, das von der eng anliegenden Kappe weich umrahmt war, sah ein wenig hilflos zu dem hohen, hageren Mann herüber. Der kam jetzt auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Liebste Jungfer, vergebet, daß ich Euch nicht allsogleich erkannt habe. Aber das Alter trübt mir schon etwas die Augen, und dann ist es hier arg dämmerig im Zimmer bei dem grauen und trüben Oktoberhimmel. Aber ich bin Euch ja im Wormser Hause schon etliche Male begegnet und freue mich, daß Ihr auch einmal den Weg zu mir gefunden.“ Er sagte das so herzlich und warm und schüttelte beiden Frauen so freundlich die Hände, daß sie augenblicklich alle Scheu und Bängnis überwandten.

Auf sein Zureden legte auch Sibylle Mantel und Kragen ab, denn der Delfter Rachelsohn meinte es gut und es war recht warm im Zimmer.

(Nachdruck verboten.)

„Haben Euch die Soldaten belästigt?“ fragte Gildenborn und setzte sich den Frauen gegenüber.

Dorothee schüttelte den Kopf. Sie schüttelte sich noch immer mit ihrem Tüchlein, das nach Lavendel und Tymian duftete, die heißen, roten Wangen.

„Nein, wir sind nur so schnell gelaufen, weil die Gassen abgesperrt werden sollten und wir Angst hatten, nicht mehr herüberzukommen. Es sind so viele hohe Herren verjammelt auf dem Marktplatz. Auch Johann Friedrich Seidenbender steht unter den Magistratspersonen. Aber sein Angesicht ist wie lauter Angewitter, ob auch der französische General noch so lieblich und lächelnd auf ihn einredet. Seidenbender soll ungehalten sein, daß nun doch so viel mehr Besatzung eingeht, als erst in der Kapitulation ausgemacht.“

Das milde, bartlose Gesicht des alten Gildenborn war traurig geworden. „Wir gehen schwerer Zeit entgegen, Jungfer Battenberg. Aber so lange unser Seidenbender am Ruder ist, dürfen wir nimmer verzagen. Der Rat unternimmt nichts ohne seinen Willen. Wenn ich sein ehernes Angesicht mit den festgeschlossenen Lippen und der hohen Stirn sehe, auf der ein anbeugsamer Wille geschrieben steht, so werde ich immer ganz ruhig und denke, er wird unser Wormser Schifflein schon sicher durch allen Sturm führen!“

Weit vorgebeugt hatte sich Sibylle Battenberg. Wie zwei leuchtende Steine hingen ihre Augen an den Lippen des alten Mannes. Und ihre Seele jubelte: „Sprich weiter! O, sprich nur immer weiter so von ihm! Ich kann Dir ewig zuhören.“

Jungfer Dorothee besann sich jetzt, daß sie ja ein Ansehen hatte an den alten Mann. Sie räusperte sich erst ein wenig und strich dann die Falten ihres langen, abstehenden, braunen Rockes glatt.

„Frau Emerentia Battenberg wüßte nämlich gerne von ihm, ob er wohl Nachricht von seinem Neffen Balthasar hätte?“ Sibylle war zusammengefahren bei diesen Worten, und das große Leuchten in ihren Augen wurde matt und müde. Ein wenig bekommen sah sie zu dem Alten herüber. Der neigte an seinem weißen Jabot. Dann faltete er einen Brief auseinander und ging damit ans Fenster, um besser sehen zu können. Leise und bedächtig überlas er nochmals das Schreiben, das nur kurz war, und seine Lippen bewegten sich dabei. Dann nickte er vergnüglich und lächelte.

„Es kommt also der Balthasar gewißlich noch in der nächsten Woche durch Worms. Er möchte dann gleich Hochzeit machen und die Jungfer Sibylle mitnehmen in seiner Kutsche nach Holland. Dieweil die Zeiten so unsicher sind, und man nie weiß, was kommt.“

Jungfer Dorothee, die sich vor Aufregung garnicht wieder auf ihren Stuhl niedergesetzt hatte, sondern dicht vor dem Alten stehengeblieben war und ihm die Worte förmlich von den Lippen las, stieß vor Überraschung einen kleinen Schrei aus.

„Die nächsten Wochen noch? Und Hochzeit bei uns im Wormser Haus? O, Sibylle, hast Du es wohl gehört, diesen Monat noch?“ Und die Jungfrau Dorothee schlug einmal über das andere in beide Hände und schüttelte dazu den Kopf so heftig, daß der weiße Puder fläute.

„Dann müssen wir ja eifends zurück zur Ahne und dann überlegen, wie alles so schnell zu beschaffen sei. Dieweil wir doch noch nichts vorbereitet haben! Wir meinten immer, es hätte ein Jahr wohl noch Zeit oder zwei.“

„Nun, nun,“ meinte der alte Gildenborn, — „sollte Euch dieser Brief nimmer Aufregung schaffen, liebe Junger. Im Gegenteil. Ist es nicht etwas Großes, wenn zwei junge Menschenkinder in Liebe vereinigt werden? Aber Frauen denken so leicht immer nur an das Äußere dabei. Und so wie ich meinen Neffen kenne, legt er darauf gar keinen Wert. Ist ja auch in diesen schweren Zeitaltern so belanglos. Im übrigen ist ja der Balthasar in Holland bemittelt genug, um eine Familie rechtschaffen ernähren zu können.“

Jetzt wandte er sich an Sibylle, die immer noch steif auf ihrem steifen Stuhl saß. Es war ihr alles Blut aus dem Gesicht gewichen, und ihre Augen blickten starr ins Leere.

„Und sagt die Jungfer-Braut denn selber nichts dazu? Kam es wohl zu plötzlich, daß sie nun sogar erschrocken ist?“

Auch Dorothee hatte sich umgewandt und sah zu Sibylle herüber.

Die stand jetzt auf von ihrem Stuhl. Ein wenig schwerfällig und gewaltthätig. Mit den Händen tastete sie nach der Lehne, als ob sie einen Halt suchen müßte. Und sagte sehr ruhig, — sehr fremd:

„Ich hatte es schon gewußt. Dieweil auch ich einen Brief von Herrn Balthasar Gildenborn bekam. Aber die Ahne wird auf Bescheid warten. Wir müssen wohl gehen.“

Dorothee blieb der Mund offen stehen.

„Du hast es schon gewußt, Sibylle? Und mir kein Sterbenswörtchen gesagt? Ich denke, Dein Brief war verloren gegangen?“

Der alte Gildenborn wiegte lächelnd den krauen Kopf. „Jungfräuliche Scheu. Wir verstehen das. Es ist wohl alles zu plötzlich über die Demoiselle gekommen. Aber sie braucht wirklich keine Furcht zu haben. Mein Neffe ist ein guter und bescheidener Jüngling. Ich kenne ihn von Kind an. Auch hat er ein großes Vermögen und besitzt etliche Häuser in Amsterdam. Die Demoiselle braucht weder Not noch Mangel zu leiden als sein Ehefrau vereinst.“

Er half den Frauen in ihre Mäntel, denn sie hatten es nun sehr eilig, fortzukommen.

Der Ein- und Ausmarsch schien auch nun endlich vorüber. In den Straßen hatte sich das gaffende Volk verlaufen.

„Dieweil wir so nahe am Marktplatz sind, möcht ich schnell noch auf eine Minute zur Advokatin hinauf springen. Sie weiß immer das Neueste“, sagte hastig die trippelnde Dorothee und schob ihren Arm in den von Sibylle. Das Mädchen nickte. „Spring Du zu Deiner Advokatin, Muhme. Dieweil ein Schwächchen ja allweil Dein Schönstes ist. Aber bleib nimmer zu lange, die Ahne möcht sich sonst aufregen.“

„Und Du, Sibylle?“

„Laß mich derweil hier unten. Mir graut vor dem Redestrom Deiner Advokatin.“

„Hier unten auf dem Markt? Da darfst Du nimmer alleine sein! Denke daran, was die Ahne gesagt hat!“

Jetzt mußte Sibylle lachen.

„Mich wird ja nicht gleich ein Franzose wegfressen, Muhme Dorothee. Aber wenn es Dich beunruhigt, so bleibe ich solange hier unten auf der Diele. So, und nun lauf die Treppe hinauf und verschwäch Dich nimmer zu sehr.“

Und sie sah der rundlichen Muhme nach, wie sie in ihrem schweren Mantel die Treppe nach oben kletterte.

Still setzte sich Sibylle auf eine geschnitzte Truhe, die unten auf der Diele des Advokatenhauses stand.

Es war ihr lieb, daß sie ihre Gedanken nun ein wenig in Ruhe sammeln konnte. —

Sie konnte von ihrer Truhe aus durch das breite Fenster den ganzen Markt überblicken. Bis hinüber zur Apotheke „Zum Weißen Schwan“, vor der Althe

Bürger in diesem Gespräch standen. Sie schienen sehr aufgeregt, denn sie gestikulierten so eifrig mit den Armen, und bewegten die Köpfe dabei heftig hin und her. Ach, Worms kam ja auch aus der Aufregung gar nicht mehr heraus!

Nun kam aus dem Torbogen der Münze ein stattlicher hochgewachsener Mann geschritten, der sie alle um Haupteslänge überragte. Eilfertig traten die Bürger zurück und machten ihm Platz. Tief und ehrerbietig zogen sie den Hut. Der Mann grüßte flüchtig und schritt rasch auf das Advokatenhaus zu. Jetzt erkannte Sibylle, daß es Johann Friedrich Seidenbender war. Das Herz begann ihr zu schlagen, sie wußte selbst nicht, warum.

Es war ihr, als wenn Glocken in ihren Ohren klangen, die aus fernen Welten zu kommen schienen. Und es kam eine stille, starke Freude in ihr Herz bei dem Gedanken, daß er ihr nun vielleicht bald wieder gegenüberstehen würde. Daß sie dies ernste, herbe und markige Gesicht nun bald wiedersehen sollte, das so ganz, ganz anders war, als alle, alle Gesichter, die sie bisher gekannt. Diese tiefen, dunklen Augen, die so kühn und herrlich blickten und bis auf den Grund ihrer Seele zu dringen schienen.

Sie sah ganz still auf ihrer Truhe, den Rücken gegen die Wand gelehnt. In ihrem weißen Gesicht war eine große Stille und ein großes Warten. Ach, sie wollte ja auch weiter nichts von ihm, als daß sie ihn nur manchmal von weitem sehen durfte! Sie gab sich keine Rechenschaft über dies Gefühl, — es war eben da, — stark und urgewaltig.

Und dann hörte sie seinen schweren Schritt auf den steinernen Stufen draußen, und die Haustür wurde aufgestoßen. Er ging quer über die Diele zum Amtszimmer des Advokaten Emmerich. Er achtete garnicht auf die zusammengelaurete Gestalt, die da wartend auf der Truhe saß. Emmerich hatte ihn schon kommen sehen und die Tür geöffnet. Man war gewohnt, daß auf der Diele immer allerhand Klienten des Advokaten warteten, so hatte niemand weiter acht auf Sibylle Battenberg. Seidenbender und Emmerich hatten die Tür des Amtszimmers nur angelehnt, so konnte Sibylle jedes Wort hören, was sie miteinander sprachen.

„Ich komme um Euer Rat in Rechtsachen, Emmerich,“ hörte sie Seidenbenders tiefe Stimme in verhaltenem Zorn.

„Jetzt haben die Franzosen den Verkehr der Wormser Bürgerschaft mit anderen deutschen Städten streng unterjocht. Unsere Schiffe und Kassen auf dem Rhein sind mit Beschlag belegt und zusammengeköpelt und verschlossen. Unsere Fischer und Schiffer können nichts mehr verdienen. Wenn einer fischen will, so darf er mit vieler Mühe, und nachdem er Bürgerschaft dafür stellt, daß er den Kassen wieder abliefern wird, sein Fahrzeug bekommen. Auch den Fuhrleuten haben sie es ebenso mit ihren Karren und Wagen gemacht. Dadurch wird jetzt alle Ab- und Zufuhr gesperrt werden, und alles zum täglichen Gebrauch Notwendige wird ungeheuer verteuert. Um unseren brieftischen Verkehr zu überwachen, soll die kaiserliche Post abgeschafft werden und eine französische eingerichtet, die alle Briefe öffnet und sie nach Belieben zurückbehält oder befördert.“

(Fortsetzung folgt.)

Sanfte Sommernacht.

Die Berge und die Hügel stehn
Verzaubert ganz im weiten Raum.
Und durch die stillen Wälder gehn
Die alten Märchen wie ein Traum.

Die frohen Quellen fließen lachend
Und Rosendüfte sind im Wind.
Und gold'ne Sterne halten Wacht,
Daß alle Dinge glücklich sind.

Und ruhen in der Seligkeit,
Die wunderbar das Land durchschwebt.
Und lieblich über Raum und Zeit
Die sanfte Sommernacht belebt.

Franz Dingia.

Viktorias letztes Rennen.

Skizze von Ludwig Häglinger.

Alle Stammgäste des Rennbahnrestaurants schüttelten die Köpfe. Das Gerücht, das da schwirrte, war zu phantastisch, um es glauben zu können: Viktoria sollte noch einmal beim Großen Hindernissrennen laufen!

Die Geschichte dieser Unglücksstute war allen bekannt. Viktoria, vom Sturmwind aus der Ciro II, hatte vor zwölf Jahren zu den größten Hoffnungen berechtigt. War die Mutter nicht das beste Pferd aus dem Stall Delmen gewesen? Hatte man nicht dem Besitzer 50 000 Mark für Sturmwind geboten?

Und nun kam die große Enttäuschung. Delmen wollte Viktoria schonen. Bombengewiß sollte sie siegen, und erst als Dreijährige ließ er sie zum ersten Male laufen. Die Buchmacher nahmen keine Wetten auf Viktoria an. Sie meinten, sie könnten das Geld ebenso gut zum Fenster hinaus werfen. Viktoria mußte siegen nach allem, was durch die fast hermetisch geschlossenen Tore des Stalles Delmen an die Öffentlichkeit gedrückt war.

Das Ergebnis? Viktoria hatte sich nicht einmal einen Platz erobern können. Sie war glatt über alle Hindernisse gekommen und hatte die ersten 2000 Meter an der Spitze gelegen. Doch dann konnte sie nicht mehr. Sie blieb zurück und lief als letzte durchs Ziel.

Später war es dasselbe gewesen. Obwohl der Reiter sie zu schonen versuchte, verausgabte sie sich schon in den ersten zwei Dritteln des Rennens vollständig. Schließlich war sie aus den großen Rennen ganz zurückgezogen worden. Sie lief nur hin und wieder auf kleinen Plätzen und verschwand dann ganz von der Bahn, nachdem sie nicht ein einziges Mal gesiegt hatte.

Man erzählte sich, Delmen hätte sie gern losgeschlagen. Aber niemand wollte die Stute haben. Als der Besitzer einmal gefragt wurde, was die Wahrheit sei, hatte er gesagt: „Meine Kinder hängen an dem Tiere, und da behalte ich es eben trotz aller Mißerfolge.“ Es glaubte ihm aber keiner.

Und nun war es seit einem halben Jahr zu Ende mit dem Stall Delmen. Die Kinder hatten die Schuld. Sie dachten wohl, das väterliche Geld würde niemals zu fließen aufhören, und machten Schulden. Der Vater zahlte. Er hatte einen Narren an seinem schneidigen Sohn, an seiner hübschen Tochter gefressen. Er zahlte solange, bis nichts mehr da war, und dann hatten sie ihm alles verfeigert.

Nur Viktoria wollte niemand haben. Schließlich hatte Delmen einen Rennstallbesitzer gefunden, der ihn als Trainer einstellte und ihm eine Box für Viktoria überließ. „Sie sollten das Tier lieber dem Pferdeschlagter überlassen“, meinte der Besitzer einmal gutmütig. Er schwieg und kam nicht wieder auf die Sache zu sprechen als er Delmens entsetztes Gesicht sah. Der Alte war seit seinem Unglück eben ein wenig wunderlich geworden.

Er mußte den Verstand ganz verloren haben, wenn er jetzt Viktoria beim Großen Hindernissrennen laufen lassen wollte. Ausrichten hatte der Gaul nicht im geringsten. Und wenn er auch noch die ersten Hindernisse nahm, so blieb er doch bombensicher auf der Strecke liegen. Berrückt! Das war das einstimmige Urteil über Delmen. „Schade um das Renngeld, das er sich vom Mund abgespart haben muß!“

Delmen war allein in Vikorias Box. Er fuhr der Stute mit der Hand über die Kruppe. Er sprach mit Viktoria wie mit einer alten Vertrauten. Er sagte ihr, daß er seine ganze Hoffnung auf sie setzte, daß der Sohn wegen Wechselfälschungen ins Gefängnis kam, wenn Viktoria nicht gewann, wenn der Vater die Beträge nicht ersetzen konnte. „Dann ist das Ende für uns beide da, alte Viktoria! Lauf, lauf, siege! Hörst Du, Du mußt gewinnen. Nur dieses eine Mal! Oder willst Du Deinen Herrn ganz im Stich lassen?“

„Nein“, schien die Stute sagen zu wollen. „Verlaß Dich nur auf mich!“ Sie rieb ihre weichen Rüstern an seinen Händen. Sie stieß ihn mit der Schnauze leicht vor die Brust. Das sollte wohl heißen: „Kopf hoch, Alter! Wir schaffen es schon!“

Da kam der Jockey. Es war ein junger, der schon manchen Sieg erritten hatte. Doch irgend eine Dummheit warf ihn aus der Bahn, und kein Stall wollte ihn haben. Er wußte genau, daß er heute seinen letzten Versuch machte. Gewann er, so setzte er sich wieder durch, und ein neuer Vertrag war ihm sicher. Blieb er mit der Stute auf der Strecke liegen, so hatte seine Laufbahn für immer ihr Ende erreicht. Nur die Verzweiflung veranlaßte ihn dazu, Delmens Angebot anzunehmen.

Nun hörte er die letzten Ermahnungen des Alten: „Anfänglich schonen, schonen! Erst in den letzten tausend Metern dürfen Sie schießen lassen und in den letzten dreihundert alles heraus holen. Aber keine Peitsche, keine Peitsche!“

Die Buchmacher boten vierzig zu eins gegen die Stute. Sie lachten dabei, weil sie wußten, daß doch keiner die Wette halten würde. Nur einer schüttelte den Kopf, als ein Mann auf ihn zutrat: „Fünfhundert Mark Sieg auf Viktoria!“ Er hatte den alten Delmen erkannt, und der Mann tat ihm leid. Das Geld brannte ihm in der Hand. War es recht, dem Alten sein Leptest

zu nehmen? Aber was ging ihm das schließlich an? Ein Buchmacher und Sentimentalitäten!

Als der Starter die Flagge senkte, sprangen sechs Pferde ab. Gemeinsam kamen sie über das erste Hindernis. Am zweiten blieb einer hängen und setzte den Reiter ab. Der Favorit zog den anderen davon. Es war klar, daß er das Rennen mit großem Vorsprung gewinnen mußte.

„Viktoria kann noch nicht einmal in den ersten zweitausend Metern an die Spitze kommen“, sagten ein paar alte Rennbahnbesucher, die das Pferd noch von früher kannten. „Kein Wunder, bei dem alten Gaul!“

Doch die Stute fiel nicht zurück. Sie lief gleichmäßig, fast Kopf an Kopf mit dem übrigen Felde, und nahm die Hindernisse anscheinend ohne Schwierigkeit. Der Favorit lag vier Längen vor den anderen. Das Rennen wurde uninteressant. Einzig spannend war die Frage: „Wann wird Viktoria ausgepumpt sein?“

Die letzten tausend Meter kamen, und da geschah etwas Unerwartetes. Langsam schob Viktoria sich aus dem Rudel hervor. Sie schnellte, dem Felde schon um drei Längen voraus, über den großen Wassergraben. Sie rückte dem Favoriten näher.

„Bluff“, sagten die Alten, „der Gaul verausgabte sich jetzt ganz und wird gleich zurückfallen.“

Doch ein paar Sekunden später brauste ein Schrei über den weiten Platz. Viktoria ging an Favoriten vorbei.

Um drei Längen voraus schnellte sie über das vorletzte Hindernis. Nichts verriet Ermüdung. Die letzten hundert Meter mußten für sie nur ein Kinderpiel sein. Sie konnte den Sieg nicht mehr verlieren. Die Menge tobte vor Wut. Die Buchmacher lachten: „Ein paar solche Schläge, und wir können das Geschäft aufgeben.“

Am Ziel stand ein alter Mann. Seine Hände waren verkrampft. Sein Kinn zitterte: „Viktoria, nur noch hundert Meter, nur noch eine Hürde!“

Die Hürde kam. Hinter ihr sah der Jockey schon den Zielpfeilen. Er war gerettet. Ställe genug würden ihn jetzt gern wieder nehmen. Ein Sprung noch. „Viktoria hoch!“

Doch das Pferd hob sich nicht. Es rannte weiter. Den Kopf vorgestreckt. Es rannte in die Hürde hinein. Darf den Reiter darüber hinweg. Blieb liegen. Halb in die Hürde vergraben. Wenige Meter vor dem Ziele!

Der Favorit gewann.

Ein alter Mann lief über die Bahn. Er schwankte. Er fiel neben Viktoria zur Erde. Schlang im Fallen noch einen Arm um den Pferdehals.

Die Zeitungen wußten zu melden, daß die Stute Viktoria fünf Meter vor dem letzten Hindernis dem Zerreißen eines großen Blutgefäßes erlegen war. Das Pferd lebte nicht mehr, als es in die Hürde einbrach. Sein Besitzer war am Herzschlag gestorben.

Das Civali Andalusiens.

Die Maurenstadt Ronda. — Wo die Zeit still steht.

Die Spanier nennen Ronda das Civali Andalusiens. Freilich hat Trajan, der ein Andalusier war, hier keine Villa gebaut, sondern der Rügen Rondas war der Maure. Seine Spuren sind bis heute erhalten, und das alte Ronda ist äußerlich immer noch ein maurischer Ort.

Kommt man von der Bahn hereingefahren, ist man freilich enttäuscht. Eine nüchterne, kleine Landschaft mit einförmigen, hellen Häusern und schmalen Straßen, ohne jeden Reiz, ist dieses neue Ronda, das von der Maurenstadt durch einen gewaltigen Felspalt getrennt wird. Alt-Ronda liegt auf einem schmalen Hochplateau, und der trennende Felspalt sieht aus, als ob ein Roland mit seinem Schwert wuchtig das Gestein durchgehauen hätte, um den Lieblingsplatz seines Volkes unbezwinglich zu machen und von der übrigen Welt abzuschneiden.

Als 1485 die Stadt durch einen überraschenden Überfall den Mauren entrissen wurde, bauten sich die Spanier auch auf der andern Hälfte der Hochebene an. Über die engste Stelle der Schlucht wurde ein kühner Brückenbogen gespannt, um beide Stadtteile miteinander zu verbinden. Mehr als zweihundert Meter über dem Grunde dieser Schlucht spannt sich der Bogen. Tief, tief unten ein dunkles Wasser, von gigantischen Säulen und Mauern aus Stein eingefast. Nie findet ein Sonnenstrahl seinen Weg in diese finstere Nacht. Nur nach oben zu hat die Natur in verschwenderischer Schöpfungskraft über das schwarze Gestein einen Teppich von graugrünen Kalketen gebreitet, deren dickfleischige Blätter lichtgelbe Blütenkronen tragen. Wilbe Feigen haben sich auf lügglichen Erdschleichen angelammert, blühen; der Ginster leuchtet mit goldenen Kerzen in das geheimnisvolle Dunkel. Schaut man von der andern Seite ins Tal, so weitet sich die Schlucht, die maurischen Röhren unten im Grunde erscheinen wie Kinderpiepzig. Steigt man zu ihnen hinunter, beim maurischen Schloß vorbei, so entdeckt man die Reste einer alten Brücke. Scharen von Felsen mit buntem Zierwerk geschmückt und Wehläden beladen kommen ins entleeren. Der Esel ist in ganz Spanien das Transportmittel für alles. Er

schwebt stumm, Gottloben, Tausendern, schwebt, in sauer Erde und Steine. Dafür wird er von keinem Belüfter, den er oft zu diesen Tassen noch mittragen muß, häufig ausgemüht. Das Rauschen leuchtet in allen bunten Farben, ist gestrichelt oder aus Wolle geflochten, und hat viele Wälschen und Tordeln.

Der Blick von unten hinauf zu der Bräde, die in den Wolken scheint, ist nicht weniger schön als der von oben nach unten. Das Wasser, schwarz wie der Sturz, springt aus dem düstern Felsen-gefängnis fröhlich dem Licht und der Freiheit entgegen.

Ronda ist die richtige, alte Maurenstadt mit engen Gäßchen, die bergauf und bergab führen, holzigen Treppentritten, kleinen, weißen Häusern mit hochliegenden, vergitterten Fenstern und festen Türen aus Walnussholz. Alte Türme, ein malerisches Tor aus der Römerzeit, der Alkazar und die Casa del Rey Maro geben ihm ein malerisches Aussehen. Der Erbauer dieser Casa del Rey, Al-Motadheb, trank seinen Wein aus den Schädeln der erschlagenen Feinde, die er als Becher herrichtete und mit Juwelen schmückte. Das sind nun bald tausend Jahre her, aber das Gedächtnis an diese Becher lebt noch heute im Volke.

Auffallend groß und schön für diesen kleinen Ort ist die Arena, und die Stierkämpfe von Ronda haben einen besonderen Ruf in Andalusien. Das Innere der Stadt ist schmutzig, das Pflaster schlecht. Das Gehen in den Straßen ist kein Genuß. Tritt man dagegen auf die Brüstung der Alameda, des öffentlichen Gartens, so ist man aufs neue entzückt von der Lage des Ortes. Unter der Brüstung dieser rosengeschmückten Alameda fällt der Berg fast senkrecht ins Tal. Man sieht unten in schwindelnder Tiefe in einen blauen Garten. Führt man von Bobadilla nach Ronda durch steinigtes, gelbes, vertrocknetes Land mit öden, kahlen Felsen, so schweigt das Auge hier in saftigem Grün. Nebengärten, Obstbäume, blühende Oleanderhaine, Palmen, Oliven, und als Rahmen dieser üppigen Pracht, silberne Höhenzüge, die wie Dolomitengestein leuchten. — Die Äpfel und Birnen Rondas sind ebenso sprichwörtlich berühmt, wie die Langlebigkeit der Bewohner dieses gesegneten Places. Man sagt „En Ronda los hombres a ochenta son pollones“ (in Ronda sind die Menschen mit achtzig Jahren wie die Hühner).

Also wer Lust hat, mit achtzig Jahren noch jung und fröhlich zu sein, der ziehe nach Ronda.

Gräfin Brockdorff.

Der Rutengänger.

Kriminalstiftung von Max Geisler.

Es steht ein Wald auf dem Grenzgebirge; drüben ist tschechisches, hüben deutsches Land. In diesem Walde liegt der Grashof; so genannt, weil sich die Wiese um ihn wirt, wie ein grüner Ring. Es ist ein Einödhof. Man kann dort Wurst und Brot haben und ein Glas Milch; auch ein Nachtlager, wenn's nicht anders geht. Die Straße läuft ein paar Rehsprünge lang oben an der Wiese hin, verkrümmt sich aber gleich wieder im Forst.

Kommt da eines Morgens ein Franziskanerpater über den Grashof herunter. „Gott zum Gruß, Rombacher.“ sagt er und läßt den Grashof aus einem Rundgesicht mit staubblauen Augen an. Der Bergwind hat ihm die Augen so ausgepukt. Er ist ein Bauernmensch, der Pater, fromm und frohgemut, mit rupfener Kutte und grobem Schuhzeug. Es paßt so zur Waldfahrt.

Der Grashofer setzt ein steinernes Gesicht auf, wie einer, der einen Fremdling nicht gern kommen sieht, und sagt: „Die Rombacherleute? Die haben im anderen Frühjahr verkauft. Der Bauer bin jetzt ich, der Sepp.“

„Alsdann,“ sagt der Pater, „hoffen wir, daß ich beim Sepp eine so gute Aufnahme find' wie beim Rombacher. Ich komme alle zwei bis drei Jahre — für die Suche, weißt; denn Wasser ist rar auf dem Berg.“

„Geld ist noch rarer.“

„Ah, Geld will ich nicht. Eine rechte Bauernsuppe — es kann ein bißel G'elches drin sein — die wär' meine Mühe wohl wert.“ Dabei läßt er ihm treuherzig ins Gesicht. „So komm herein!“ sagt der Sepp. Und rufen tut er: „Zensie — Kreszenz!“

Die Bäuerin tritt aus der Kuchel, trocknet sich die Hände an der Saßschürze und rückt sich das Kopftuch zurecht. Es gibt Kartoffeln und gelbe Rüben zu Mittag; einen Trunt Wasser auch — wenn der Sepp läuft und den Eimer voll aus dem Quell holt, der zweihundert Schritt vom Hause rieselt. Der Pater wundert sich sehr. „Na, und der schöne Brunnen im Hof?“ fragt er.

„Der ist seit dem Winter ausgeblieben — Bodensenkungen, Erdbeben,“ sagt der Sepp und schaut den Gast an.

„Dann schickt mich der Herrgott leibhaftig!“ ruft der Pater und schlägt die Faust in die hohle Hand. „Das Wasser

werden wir gleich haben.“ Man weiß, er versteht es mit der Wünschelrute zu finden. Der Sepp hat geschlagene zweihundert Schritt zum dicken Quell und läßt den Eimer vollträufeln. Mittlerweile unterhält sich der Pater mit der Bäuerin über die Not in der Welt, und ob der Sepp das schwere Herz hat, weil er so lang im Forst ist.

Auch die Zensie hat ein hartes Gesicht. „Wir haben so viel Verdruß,“ sagt sie. „Die Gendarmen wollen uns zugrunde richten. Es ist doch im Sommer ein Mensch in diesem Waldstich erschlagen worden. Eine Talsche voll Silbergeld und Banknoten hat man ihm geraubt. Sie sagen, der Sepp hätt's gemacht. Dann haben sie in Haus und Hof das Unterste zu oberst gewendet. Der Bauer hat aufs Gericht gemußt, ist vernommen worden und — wie soll ich es sagen? — sie haben uns den Rest unseres Lebens vergällt.“

„Das läßt sich wohl denken,“ sagt der Pater, „oh, oh!“ Und weil nun der Bauer mit dem Wasser wieder da ist, geben sie zu dritt zu der Kuchel, die vor dem Wurzgarten steht. Der Pater schneidet einen Zwiebel herunter und streift die Blätter ab; die Wünschelrute ist fertig. Wenn er damit über unterirdisches Wasser gelangt, ruft sie in seinen Händen, oder sie dreht sich; zeigt auch an, ob Metall, etwa Silber in der Erde verborgen ist. Einmal hat der Pater einen Krug voll Gold- und Silbergeld in drei Meter Tiefe erraten. Im Wurzgarten will er anfangen. Er erfährt also die Enden des gegabelten Zweiges und schreitet voran. Die Frau wird unruhig, und der Bauer hält ihn an der Kutte. „Nichts da!“ sagt er. „Mit so Hexereien will ich nichts zu schaffen haben. Wenn es laut wird, halten mich die Leute für einen Narren.“ Damit zieht er ihn aus dem Garten und schlägt das Pförtlein im Zaune zu. „Nichts da!“

Der Pater sieht ihn betroffen an. „Wie du willst, Bauer,“ sagt er dann und wirft das Rütteln fort. Von der Sonne liest er die Stunde ab, macht sich auf den Weg und verschwindet in der Tiefe des Waldes.

Im Forsthaus, das er nach zwei Stunden erreicht, sitzen zwei Schutzleute in Zivil, grüßen ihn in strammer Haltung, und der ältere fragt: „Wie ist es gegangen, Herr Kommissar?“

„Ich glaube, der Mann ist überführt. Im Wurzgarten hat er seinen Raub vergraben.“ Dann legt der „Pater“ seine Verteidigung ab.

Raketenpost.

Von Kautz.

Berlin. Raketenflugplatz. 1941. Große Sensation. Das Raketenpostamt wird eröffnet. An einem Schalter, der eine Tafel mit der Aufschrift „Auskunft“ enthält, erkundigt sich Platin: „Verzeihung, werden hier Raketenpostsendungen angenommen?“

„Zawohl“, erwidert der Beamte.

„Wo kann ich, bitte, eine Raketenpostkarte kaufen?“

Der Beamte nimmt einen Auskunftsrevolver und schießt rechts zum Fenster hinaus.

„Geben Sie immer geradeaus in Richtung dieser Revolverkugel und Sie werden die Raketenpostkartenabteilung finden. Dort können Sie auch gleich die Karte aufgeben.“

Platin läuft in Richtung der Kugel. Nun steht er vor einem Schalter, wo man Raketenpostkarten kaufen kann.

Er kauft eine Postkarte, schreibt darauf ein paar Zeilen und die genaue Adresse.

Ein Ingenieur kommt, hantiert mit einem Apparat. Dann steckt er die Postkarte in ein Geschöß. Dumdummbumm! Die Postkartensendung durchheißt die Luft und verschwindet in den Wolken.

Platin will gehen, aber ein Beamter hält ihn zurück: „Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick. Vielleicht kommt gleich Antwort.“

Platin bleibt. Ein Blitsschlag. Rauchwolken. Kleiner Fallschirm. Raketengeschöß. Zurück dieselbe Raketenpostkarte mit der Bemerkung: „Zurück zum Absender! Adressat verstorben!“

„Wieso?“ fragt Platin erstaunt.

„Das können Sie gleich erfahren“, erklärt ihm der Beamte. „Sie müssen nur eine Fragekarte ausstellen.“

Platin nimmt eine Fragekarte und schreibt darauf die Frage: „Wieso Karte zurück und Adressat verstorben?“

Der Ingenieur steckt die Fragekarte ins Geschöß. Dumdummbumm!

Die Postsendung springt in die Luft.

Eine Minute Pause.

Dann donnert der Himmel, und vom Raketenpostamt 31 kommt die Antwort: „Postkarte zurück, weil Adressat verstorben. Wieso? Die vorherige Raketenpostsendung hat den Adressaten genau auf den Kopf getroffen!“